

# Geisterbräute Heute



Fünf junge Männer, die alleine wohnen und keine Frau finden, fahren stets gemeinsam in Urlaub. Hält die weite Welt Frauen für sie bereit, die ein ähnlich hoffnungsloser Fall sind?

Ihre Reisen führen sie durch Schottland, Spanien und Japan. Es sind Geschichten, die das Leben schrieb – in einer Mischung aus Horror und Humor.

Der Band enthält die Kurzgeschichte „Grusel Fusel“, die 2007 den OPUS ANIME-Preis gewann.

### **Making Of:**

Alles begann mit einer Schnapsidee. In einem abgerockten Pariser Hostel begann ich im Oktober 2005 mit „Grusel Fusel“.

Sie wurde Kurzgeschichte des Monats März 2007 beim DSA-Fanclub, in einer Anthologie (Freitag der Dreizehnte) des Schweitzerhaus Verlags abgedruckt, und:

Hat den Opus-Anime-Preis 2007 gewonnen (!).

### **Das ist der Preis:**



2013 kam die nächste Schnapsidee: einen Band Kurzgeschichten verfassen, bei dem in jeder Story einer der Jungs zurückbleibt.

## Story 1

Der Ort schien perfekt. Und das Meer war weit genug entfernt. In einer ausladenden Bucht wuchsen Gras und kleine Bäume zwischen weichem Sand. Weit hinten stand eine erhöhte, aber flache „Insel“, mit kurzem Gras bewachsen. Ein paar Bächlein oder Priele zogen sich über den Sand dahin, kaum der Rede wert, und das Meer war irgendwo weit vorne, hinter einer Dünung und bestimmt eine Meile weg. Eine Mauer aus Naturstein umrahmte die Bucht, hielt Vieh draußen, und Hügel wiesen den Wind ab.

Manfred und Yves parkten die beiden Autos an die Mauer, auf plattem Gras, neben einem Viehrost. Dämmerung kroch langsam über das Land, drei Sterne und der Vollmond waren schon zu sehen.

Im Gänsemarsch trugen wir die Ausrüstung von den Autos auf „unsere Insel“; Zum ersten mal auf unserer Schottland-Tour würden wir im Zelt schlafen!

Bislang waren wir in Backpacker-Hostels untergekommen. Nur in den weiten Wiesen und Mooren Sutherlands, nördlich der Highlands, gibt es keine Hostels.

Von Weitem sieht man die mächtigen Hügel aufragen, oder in der Wolkendecke verschwinden. In den Tümpeln wachsen Grashalme, aber nur auf einem Drittel der Fläche. In deren dunklem Wasser sieht man nicht mal einen Meter weit. Unsere Meinungen darüber, ob es hier trostlos oder beeindruckend ist, änderte sich ungefähr stündlich, wie auch das Wetter.

Barfuß wateten wir durch das Priel, nicht der Rede wert, und schafften alles auf den ausgewählten Fleck. Gustav versuchte sich zu erinnern, wie die Teile zusammen gehörten. Es war sein Zelt, ein uraltes, und er warf es zur Sicherheit ins Auto. Ein Stangen-Dreieck als Front, eins als Ende, die lange Teleskopstange als Giebel, Innenzelt drüberlegen und spannen, Außenzelt, ja so wird das was!

Jetzt noch die Schlafsäcke und das Dosenbier holen, durch das Priel, die Hose etwas höher ziehen, das Wasser reicht schon knapp über die Knöchel. Durch lauwarmer Abendluft, gar nicht so kühl wie wir erwartet hätten, stapften wir durch die Bucht. Die Priele waren etwas breiter geworden, aber das störte uns nicht.

„Das ist der schönste Zeltplatz, den es je gab!“, triumphierte Yves.

Finn stimmte mit ein: „Wir haben einfach die richtige Spürnase!“

„Was steht denn jetzt in dem Buch?“, wollte Manfred wissen.

„Ja, das Buch!“, riefen sie alle.

Ich blätterte noch. „Schottland, Nord, Sutherland, John o‘Groats, Thurso ..., Bettyhill!“ Es war eine Sammlung der besten Spukgeschichten Großbritanniens, auf englisch. „Bettyhill: Am Loch ma Naire sammeln sich die Anwohner am ersten Montag im August, zwischen Mitternacht und eins, wenn die heilenden Kräfte des Wassers am größten sind. Diese Tradition geht zurück auf heidnische Zeiten ... Bla bla bla.“ Ich las den Rest, verstand es aber nicht auf Anhieb.

„Heute ist Montag!“, jubelte Finn.

„Der dritte August, somit der erste Montag im August!“

„Gleich kommen heiße Weiber!“, freute sich Yves schon.

„Und es ist der perfekte Tag! Yes!“

Wir malten uns schon Traumfrauen aus: Schwarzhaarig, rothaarig, dunkel, sommersprossig, blond ist auch gut, klein und süß, groß, lange Beine, was auch immer. Aber es war noch ein paar Stunden hin. Und natürlich wollten wir noch zum Meer schauen. Durch das Priel waten, ups, das Wasser ging schon bis zu den Waden, also die Hose weiter raufziehen, und barfuß nach vorne. Schön stand der blasse Mond am Himmel, noch ein paar Schritte die Dünung hoch, dann sahen wir das Meer! Ein „Ah!“ aus fünf Kehlen schallte über die Wogen des Nordatlantiks. Tief sog ich die salzige Luft ein und erfreute mich an dessen Duft. Es war seltsam anzusehen, was das Meer mit Leuten macht. Manfred lief in die Fluten und ließ seine Füße umspülen, Finn suchte am Strand nach Muscheln, Yves spazierte aufgeregt auf und ab, Gustav hockte sich in den Sand, ich stand einfach dort, wo das Wasser auf den Sand schwappt.

Nach einer Weile des Staunens kamen die wesentlichen Fragen.

„Wo kommen die Weiber her?“, fragte Yves.

Für Manfred war das klar: „Na, aus dem Meer!“

Ich zweifelte das an: „Von der Straße, über den Strand, ganz normal. Was denkt ihr denn?“

„Vom Himmel herab, engelsgleich ...“ So stellte Finn sich das vor.

Für Gustav war es ebenfalls klar: „Aus Löchern im Boden. Immerhin schlafen sie ein Jahr.“

Manfred zweifelte als Erster: „Ist es überhaupt gesagt, dass Frauen erscheinen? Was steht nochmal in dem Buch?“

Ich versuchte es so gut wie möglich wiederzugeben: „Die Einwohner sammeln sich am Loch, weil die magischen Kräfte an diesem Tag besonders stark sind ...“

„Ach so.“

„Dann kommen die gar nicht sicher?“

„So ein Käse!“

Wir zerstreuten uns wieder, planschten und schlenderten, und bemerkten nicht, dass ein Mann näherkam. Erst als er auf uns zuhielt, nahmen wir ihn wahr. Wo kam der denn her?

Er sah aus wie ein Fischer, in einem dreckigen Wollpullover, mit Gummistiefeln an, seine Haut dunkel und wettergegerbt, die Augen zugekniffen, zog hin und wieder an seiner Pfeife. Neben ihm trottete ein alter, schwarzer, zotteliger Hund. Es sah nach einem Abendspaziergang aus und wirkte, als schlenderte er unsicher und zögernd in unsere Richtung. Als er sich uns auf etwa zehn Meter genähert hatte, grüßte Yves ihn mit „Good evening“.

„Hi there“, murmelte er.

„Hello, good evening.“

„Ya camp ´ere?“, fragte er kaum verständlich. Die Jungs schauten verdutzt, ich versuchte mich an der Verständigung. Ob wir hier zelten? Ja, unser Zelt steht da hinten, auf einer Art Insel.

Er murmelte nicht zu verstehende Sätze, ich verstand jedoch immer wieder den Brocken „Bigg tide, bigg tide“, und „wat`rrr allarrround“. Das erzählte er ohne jede Aufregung, und ohne Gesten. Ich versuchte in seinem Gesicht irgendetwas erkennen zu können, doch es war nur fahl. Ich verstand ihn nicht, versuchte die Fetzen in einen Satz zu packen: „Ich verstehe, dass eine große Flut kommt. Das heißt, unser Zelt wird weggespült? Das ganze Becken wird überflutet?“

Monoton murmelte er „aye, aye, ...“

„Also sollten wir schauen, dass wir hier wegkommen?“

„Aye.“

„Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und den Hinweis.“

„Why dant´ye go ova to Loch ma Naire? Wher´ all da Peopl´ are?“

„Loch ma Naire? Ist das nicht hier?“

„Nou, dat´s two miles o´verrr therrr ...“ Er hob nicht mal den Arm, sah nur in die entsprechende Richtung. „All da peopl´arr therrr, tonächt.“ Heute Nacht sind Alle dort.

„Ja, da wollen wir hin, vielen Dank! Und auf dem Hügel da drüben: Sind wir da sicher?“

„Aye.“

Er zog weiter. Weder er, noch der Hund, hinterließen Spuren. Doch wir hatten andere Sorgen. Auf einmal wurde klar, warum die Priele immer höher standen, wohin das führen würde, und was der Vollmond damit zu tun hatte. Drei Sekunden lang sahen wir uns um. Dann hieß es: Panik!

Wir eilten zurück zum Zelt, peilten die Lage. Wir konnten es nur abbauen und auf die Anhöhe bringen. Manfred beschloss zu den Autos zu gehen und diese in Sicherheit zu bringen. Wir Anderen waten durch das Priel, das Wasser reichte uns bis über die Knie. Eilig legten wir los und riefen durcheinander.

„Lassen wir's zusammenfallen!“

„Heringe in die Dose!“

„Runter muss es!“

„Zelt fällt!“

Tolpatschig hantierten wir herum. Zum einen waren wir nicht konzentriert, zum anderen wollten wir alles Gepäck auf ein mal fortschaffen – in der Angst, dass wir kein zweites mal mehr auf diese Insel kämen. So schwankten wir durch das Priel, schwer bepackt und vom Wasser gebremst, das uns schon an die Oberschenkel reichte. Oh mann!

Zwei weitere Priele mussten wir durchqueren, dann erst konnten wir den Aufstieg starten. Die grasige Flanke hoch, auf den flachen Hügel, oder eher die ausgestreckte Zunge des Festlandes.

Von oben zeigte sich ein wunderlicher Anblick. Die halbe Bucht war von Wasser bedeckt. Wir warfen das Zeug hin und setzten uns. Zeit zu verschnaufen.

Schön glänzte der Mondschein auf den kleinen Wellen des Wassers, das mittlerweile die ganze Bucht ausfüllte. Die ganze Bucht? Nein, ein kleiner Fleck blieb grün – natürlich genau der, auf dem unser Zelt eben noch stand.

Irgendwann viel später kam Manfred angekeucht, fing gleich an zu erzählen.

„Oh, Wahnsinn! Ich bin durch diese Bäche, hab meine Hose ausgezogen, weil das Wasser bis an die Oberschenkel reicht, zu den Autos, die mit den halben Reifen schon im Wasser standen. Dann hab ich beide Karren erst mal hinter die Mauer gebracht, ins Trockene, dann bis vor zur Straße, damit sie sicher stehen. Das war das Eine. Dann wollte ich zurück, aber die ganze Bucht war schon total abgesoffen. Ich bin echt in großem Bogen um die Bucht herum, wo überall so Hügel im Weg stehen. Das war echt die Wahnsinns-Tour!“

Ein zweites Dosenbier und Sandwiches beruhigten uns. Dann machten wir uns auf den Weg zum Loch ma Naire. Einfach losmarschieren, in die Richtung die uns der Alte zeigte. Hügel rauf, Hügel runter, um den Tümpel herum, durch hohes Gras, der Mond leuchtete ja hell.

Da vorne gingen der Alte und sein Hund in die gleiche Richtung. Er schlurfte langsam vor sich hin, so dass wir ihn bald einholten.

„Hi there“, murmelte er kaum hörbar.

„The way is right?“, fragte Yves keck.

„Ah aye.“

Wir trauten unseren Augen nicht! Die eine Bude bot Fassbier und kühle Getränke, die andere Fish'n'Chips, die nächste Hot-Dogs. Man konnte Dosenwerfen, Lose kaufen oder im Liegestuhl liegen. Viele Leute wuselten herum, so um die 200, ganz Bettyhill musste auf den Beinen sein!

Wir wurden kaum beachtet. Doch der alte Fischer schien Müttern Angst einzuflößen. Sie packten ihre Kinder und schoben sie weit weg, Jugendliche zeigten mit dem Finger auf ihn und flüchteten. Was hatte das zu bedeuten?

Nur eine junge Frau blieb. Sie hatte ein hübsches Gesicht, war aber ärmlich gekleidet. Gehörte sie zu fahrendem Volk, oder zu einer anderen Zeit?

Dann trat ein stattlicher, älterer Herr ans Mikrofon, er war wohl der Bürgermeister, brabbelte etwas von Tradition, Gemeinschaft, und dass es wieder Zeit sei. Das Rednerpult schmückte ein Spruchband mit „Fáilte a Loch ma Naire“, dem gälischen Ausdruck für „Willkommen am Loch ma Naire“. Die Menge johlte und jubelte, lief vor zum See und füllte die Gefäße. Ganze Kanister und Fässer wurden gefüllt.



Die Jungs schlichen sich ebenfalls vor zum See, ich beobachtete das Ganze von hinten. Die schlechtgekleidete junge Frau sah zum Fischer, der zuckte mit dem Kopf in Richtung meiner Kumpels. Um genau zu sein, am ehesten in Richtung Yves. Dann schritt sie nach vorne zum Wasser. Bewegte sie ihre Beine dabei? Es sah seltsam aus. Anmutig tauchte sie ihre Tasse ein, trank sie aus, füllte sie wieder, ging nach hinten und wartete.

Nachdem nichts passierte, ging ich ebenfalls zum Wasser, tauchte meine Hände ein und trank. Es gab ein großes Gewusel und Geschrei, bis Jeder versorgt war.

Als ich mich umdrehte, sah ich Yves bei der jungen Dame stehen. Sie reichte ihm ihre Tasse und bat ihn sie zu leeren. Dabei strahlte sie ihn an, wartete kurz, dann zog sie ihn an sich und hielt ihn umarmt.

„Ich glaub’s ja nicht!“, platzte es aus Gustav heraus.

„Der alte Weiberschleimer!“

„Wahnsinn!“

Die Beiden schäkerten herum, hatten nur noch Augen für einander. Wir wollten sie nicht stören, waren aber neugierig. Doch sie waren in Gespräche und Turteleien vertieft, zogen sich hinter die Buden ins Gras zurück.

Also stürzten wir uns in den Trubel, der so hoch auch wieder nicht brodelte. Es war zwar ganz nett mit angeheiterten Schotten zu albern, aber nach einer halben Stunde hatten wir alles gesehen. Müdigkeit überkam uns, wir trotteten zum Zelt.

Manfred fiel auf, dass unser Zelt auf freier Anhöhe stand, also beim ersten Wind wegfliegen müsste. Doch die Nacht war ruhig. Fasziniert standen wir am Hang, schauten runter in die Bucht, wie sie friedlich dalag. Wasser streckte sich aus, bis zur Steinmauer, und kräuselte sich im Mondschein. Die kleine Insel, die wir fluchtartig verließen, ragte immer noch auf.

„Da könnten wir jetzt stehen“, meinte Gustav trocken.

„Ja! Stehen! Weil sich keiner hinzulegen traut!“, platzte es aus Manfred heraus.

„Schon blöd“, meinte ich, „Wenn man nicht weiß, ob man gleich absäuft ... Irgendwie ..., beklemmend.“

„Und Yves turtelt noch?“

„Ob das was wird?“ Finn war skeptisch. „Ich leg mich hin.“

Schwer fielen wir ins Zelt, quälten uns in die Schlafsäcke und dösten weg.

Ging uns das schlecht am nächsten Morgen! Mir taten die Knochen weh, Gustav hatte Kopfweh und Manfred wollte sich gar nicht erst rühren. Doch einer nach dem anderen musste pinkeln, somit also aus dem Zelt kriechen.

Kein Kaffee, kein Frühstück, nicht mal Zigaretten – was für ein trostloser Morgen. Und der Blick in die Bucht war genauso trostlos – jede Menge Seegras und Schlick lag auf dem Sand.

„Das Wasser ist weg.“ Finn klang enttäuscht.

„Meine Jacke ist weg“, stellte ich fest. Ich hatte sie gestern ausgezogen und vor dem Zelt liegen lassen.



„Meine Laune ist weg“, war das Einzige, das Manfred dazu einfiel.

Gustav hatte als Einziger den Überblick behalten. „Je schneller wir das Zelt zusammenfallen lassen, desto eher sind wir im nächsten Café! Also los!“

Das sprach uns an. Unsere schlechte Laune stieg auf neutral, Zelt und Schlafsäcke wanderten in ihre Tüten.

Der einzig Gutgelaunte an diesem Morgen war Yves.

„Hola Companeros!“, jubilierte er.

Manfred fuhr herum. „Hast du mich aber erschreckt! Wo kommst du denn her?“

„Vom Loch ma Naire natürlich. Darf ich euch Fiona vorstellen, meine Verlobte!“

„Deine was?“

„Hallo Fiona!“ Gustav gab sich unbeeindruckt.

„Gratuliere euch!“, meinte ich verschlafen.

„Ja, Gratulation!“, stimmten die Drei ein.

„Nice to meet you!“ Ich reichte ihr die Hand, sie nahm sie, und deutete einen Händedruck an. Irgendetwas an ihr war seltsam, doch ich kam nicht drauf. Sie sah reizend aus, wenn man sich von ihren uralten Klamotten nicht verunsichern ließ. Ihre Hand war etwas kühl, aber so warm war es nun auch wieder nicht. Und die Jacke – hach ja, die Jacke, die Yves ihr umhing. „Nice jacket“, meinte ich verlegen.

„Ah aye.“

„Ja, meine. Schon in Ordnung. Du kannst sie gern behalten.“

„Ich werde einige Zeit mit Fiona verbringen“, führte Yves aus. „Das heißt: Ihr könnt ohne mich weiterfahren. Euch viel Spaß, und ich meld‘ mich mal bei euch.“

„Ja, dann ...“

Weiter hinten spazierte der Alte vorbei. Fiona sah zu ihm hinüber. Sie schienen sich etwas zuzuflüstern, obwohl er bestimmt 50 Meter weg war.

„Glad ye‘found‘im.“

„Me too.“

„Aft‘r all dat time ...“

„Thr‘hundr‘d ye‘rs.“

300 Jahre? Hatte ich das richtig verstanden?

Vergnügt zogen Yves und Fiona los, über die Hügel und weit weg.

Manfred zog ebenfalls los, um die Autos zur Bucht zurück zu bringen. Wir Anderen trugen die ganze Ausrüstung den Hügel runter, durch die wieder trockene Bucht, dorthin wo

hinter der Steinmauer die Straße beginnt. Eine halbe Stunde später waren wir abfahrbereit.

„Habt ihr das Ganze verstanden?“ , fragte ich.

„Nö.“

„Ich brauch‘ jetzt erst mal einen großen, starken Kaffee“, gähnte Finn.

„Ich zwei!“, meinte Gustav.

So fuhren wir zu viert, in zwei Autos, durch die Weiten Sutherlands.

„Ist es noch weit?“

### **Making Of:**

Im August 1995 war ich mit Kumpeln in Schottland unterwegs. Ein einziges Mal hatten wir das Zelt aufgebaut – in Bettyhill. Ein Alter spazierte vorbei, an einem Abend mit fahlem Vollmond, brabbelte etwas von großer Flut. Den Rest konntet ihr in der Story lesen. Aber sonst ist es schön dort.

Hier ein paar Fotos von damals:





## Story 2

Immer dieser Wind! Und dazu kein Baum, nichts, das von ihm gerüttelt würde. Manfred wollte eine rauchen, konnte sie aber nur im Auto anzünden, wo es windstill war. Wir schauten alle nach links, über ein steiniges Feld, das nach hinten grüne Stengel zeigte. Drehten wir uns nach rechts, sahen wir etwa 100 Meter runter. Dort liefen Schiene und Autobahn, auf letzterer stand der Verkehr auch schon wieder.

Wir fuhren die Landstraße, und auf ihr fuhren viele Lastwagen. Immer wieder passierten wir Truck-Stops – private Gasthäuser, auf Trucker ausgerichtet. Und des öfteren stand ein altes Hotel herum, verfallen, mit seiner alten Aufschrift. Wir waren fasziniert von der Gegend, wussten aber nicht so recht, ob wir uns einen Urlaub hier vorstellen konnten. „Schön schräg ist auch schön“, meinte Gustav.

„Aber dieser Wind!“ Manfred nervte es.

Aragón – das klang nach Geschichte und Abenteuer. In Wahrheit ist es eine der trockensten Gegenden Spaniens, und das, obwohl es so weit nördlich liegt.

Dieser blöde Stau verschlug uns hierher. Die Autobahn an der Küste ist voll verstopft, also schlugen wir uns durchs Binnenland.

„Vier Stunden stehen, oder vier Stunden fahren?“ Das war keine Frage, sondern die Ansage. Und da Manfred gerade am Steuer war, fuhren wir um den Stau herum. Zumal ein Ende nicht in Sicht war, wenn wir das Radio richtig verstanden.

Die Schatten wurden länger, unsere Mägen hingen tief, und müde wurden wir auch. Barcelona, unser Ziel, schien unerreichbar, zumindest für heute. Der Blick in die Karte verhiess nichts Gutes. Zaragoza hatten wir rechts liegen gelassen, Lleida musste noch weit weg sein. Und wo wir genau waren, konnten wir nicht sagen. Irgendwo, wo Felsen und karge Felder neben der Landstraße liegen. Wir hatten dazu etwa 200-300 km zur Auswahl auf unserer Landkarte. Und durch den Stau auf dieser Autobahn da unten kamen hier immer mehr Lastwagen vorbei. Es war wie verhext. Anfangs war es noch interessant, wenn eins dieser Riesengefährte die Steigung hochkam, oder mit voller Beleuchtung durch die Dämmerung fuhr. Doch allmählich wurde es langweilig, die Landstraße immer voller, und andere Sorgen wurden wichtiger.

„Ich hätte da so einen Hunger“, meinte Finn.

Wir stimmten ein. „Der nächste Truck-Stop ist fällig!“

20 Minuten später war es soweit. Blinkende Lichterketten wiesen darauf hin, auf dem Parkplatz war genug Platz für unsere Karre. Viel war nicht los. Spanier essen gerne spät, und Trucker haben sowieso eigene Tageszeiten.

Finn übersetzte fleißig. Er konnte als Einziger ein wenig Spanisch. Kurz darauf standen schon vier triefende, dick belegte Pizzen vor uns. Hungrig verschlangen wir sie, zu keinerlei Konversation mehr fähig. Wobei nur Manfred seine ganz schaffte, wir anderen ließen Reste zurückgehen, sie war einfach zu fett. Müde und satt lagen wir halb unterm Tisch.

„Ich könnt‘ jetzt einschlafen“, jammerte Manfred.

„Warum machen wir das nicht?“ Gustav unterstützte also den Vorschlag.

„Frag doch mal!“, meinte ich zu Finn.

Der fragte auch prompt nach einer Übernachtungsmöglichkeit.

„Bueno, chicos ...“, meinte der Wirt und überlegte eine Weile. Dann verzog er sich hinter seinen Tresen, blätterte in irgendwelchen Zetteln und telefonierte herum.

„Hotel Perdón“ stand auf dem Zettel. „Fünf Kilometer die Straße weiter“, meinte der Wirt.

„Sie haben Plätze und warten auf euch.“

Ja, das war das Richtige! Einfach eine Nacht vergehen lassen und morgen nach Barcelona fahren.

„Hotel Perdón“ stand über dem Eingang. Das Licht der Lobby glänzte in der großen Spiegelwand hinter dem Tresen. Es sah aus wie in den 1950ern. Der Barkeeper schmiss den Laden und schien der einzige Mensch hier zu sein. Nachdem wir Bargeld über seinen Tresen geschoben hatten, bekamen wir vier Schlüssel – Jeder sein eigenes Zimmer! Ausweise und Personalien interessierten ihn nicht.

„Maria Dolores zeigt Ihnen die Zimmer!“

Schon kam eine reizende junge Frau, in altmodischer Zimmermädchenuniform, und führte uns in den ersten Stock.

Mein Zimmer sah aus, als ob seit den 50ern keiner mehr hier gewesen wäre.

Streifentapete, Röhrenfernseher, vergilbter Vorhang, Aschenbecher, abgenutzter Teppich, und ein Schloss in der Tür, das jedes Kind mit ein wenig Werkzeug öffnen kann, also völlig unbrauchbar. Außerdem roch es nach kaltem Rauch, ich musste das Fenster kippen. Im Bad drehte ich die Wasserhähne auf. Zuerst kam gar nichts, dann spritzte und gurgelte es, schließlich kam braune Brühe heraus. Mit der Zeit sah es nach Wasser aus. Hier war wirklich lange keiner mehr gewesen ...

Die Pizza lag mir schwer im Magen, und Durst hatte ich auch. „Ich geh‘ an die Bar!“, rief ich über den Gang. Keine Antwort. Klar, die Drei hingen schon am Tresen.

Bestellen machte keinen Sinn. Der Alte machte einfach, goss irgendwelches Zeug zusammen, schüttelte den Becher, und präsentierte uns einen abgefahrenen Drink nach dem anderen.

Den ersten schüttelte er behutsam, seine Augen glänzten, und er erklärte irgendwas dazu. „Schütteln wie eine Jungfrau“, übersetzte Finn, mehr ratend als wissend. Schon standen vier Gläser mit weißem Inhalt auf dem Tresen. „White Lady“ hieß der erste Cocktail. Ein milchiger, sahniger Drink, nicht zu süß und nicht zu hart, angenehm zu trinken. Wir sprachen wenig und sahen uns in der Bar um. Erstaunlicherweise wirkte sie stilvoll eingerichtet, obwohl das Haus von außen leer aussah, und die Zimmer für lange Zeit unbenutzt wirkten. Der Boden war in schwarz-weißem Schachbrettmuster gelegt, der Tresen in cremeweißer Frontfläche, mit einer dunkelroten Stellfläche aus Kunststoff. Vereinzelt standen Gläschen mit kleinen, bunten Blumen zur Dekoration, zum Cocktail gab es Knabbereien und Servietten, die farblich zum Getränk abgestimmt waren, und in verschiedenen Farben hinter dem Tresen bereitlagen. So elegant hatte ich noch keine Bar erlebt.

Wir bekamen Gläser mit frischem Wasser, die regelmäßig aufgefüllt wurden. Im Hintergrund lief dezent Musik aus einer alten Anlage, Jazz und Big-Band-Musik. Ich fühlte

mich schon vollkommen entspannt, der Urlaub begann! Der Alte drehte eine Runde durch seine Bar, zündete Teelichter an und dimmte die Beleuchtung. Es wurde immer besser.

In der großen Spiegelwand reflektierten sich die Lichter des Raums. Doch ganz links schienen neue Lichter zu erscheinen, verschwammen, waren nur blass zu sehen, setzten sich neu zusammen und nahmen in etwa die Form eines Körpers an, der matt schimmernd und ganz langsam über die Wand wanderte. Was war das für eine Erscheinung, was war das für ein Gesöff? „White Lady“, murmelte der Barkeeper. Wir glotzten alle Vier darauf und staunten mit großen Augen und offenen Mündern. „Aber ..?“

Er schien zufrieden. „No está malo, eh?“ Nicht schlecht, was?

Das war ja ein abgefahrenes Haus! Mitten in der Prärie, auf einer einsamen Hochebene mitten in Aragón ... Von selbst wären wir nie dorthin.

Die weiße Figur verließ die Spiegelfläche spurlos. Der Alte drehte die Kassette um, und die Musik lief weiter. Wie lange hatten wir schon keine Kassetten mehr gesehen!

Er sah seine Flaschen durch, wusch seinen Shaker aus, und begann langsam mit der nächsten Mischung. Konzentriert füllte er den Metallbecher mit verschiedenen Flüssigkeiten, steckte den Deckel drauf, schüttelte ihn über beide Schultern, ließ ihn dann noch über dessen Achse rotieren, bevor er vier neue Gläser füllte und mit weißen Servietten kredenzte.

„Ojos Rojos“ hieß der. „Ochos rochos sind rote Augen“, übersetzte Finn. Irgendein roter Saft mit Schnaps. Aber die Mischung hatte was! Eifrig diskutierten wir den Inhalt.

„Tequila! Ganz eindeutig“, schmeckte Gustav heraus.

„Kann aber auch Mezcal sein“, zweifelte Finn.

„Johannisbeersaft!“, war mein Beitrag.

„Irgendwas Dunkles ist noch drin“, orakelte Manfred. „Whisky – Scotch oder Bourbon.“

Der Barkeeper interessierte sich nicht dafür, behielt seine Geheimnisse natürlich für sich.

Leichter Schummer überkam mich. Erschöpft sah ich in die große Spiegelwand, und sah mich mit roten Augen. Meine Kumpel hatten sie ebenfalls – doch wenn ich sie direkt anschaute, sahen sie normal aus. Was war das für ein Gesöff?

„Ojos Rojos“, besänftigte mich der Alte.

Ich brauchte eine Abkühlung, und musste ohnehin austreten. Auf der Toilette wusch ich mir die Hände, das braune Wasser aus dem Wasserhahn wich bald klarem, und wusch mir das Gesicht. Meine Augen sahen normal aus im Spiegel.

Wieder am Tresen waren die Jungs in Führung gegangen. Ich nahm einen kleinen Schluck, sah in die Spiegelwand und hatte wiederum rote Augen. Sie auch. „Schaut mal in die Spiegelwand – wir haben rote Augen! Eben auf der Toilette sah es normal aus“, meinte ich zu ihnen. Finn fand das amüsant, Gustav und Manfred bogen sich und lachten lauthals. Darauf leerten sie ihre Gläser.

Maria Dolores gesellte sich zu uns an den Tresen, bekam ein Glas Limonade oder etwas in der Art. Ob sie daraus trank – ich kann es nicht sagen.

Der Wirt spülte seine Ausrüstung und sortierte seine Flaschen.

„Hola!“, prostete Finn Maria zu.

„Hola.“ Ihr Lächeln war aber auch süß! Mir verschlug es die Sprache.

„Oll ... la!“, lallte Gustav.

„Oioioi“, schnaufte Manfred.



Artig lächelnd verließ sie ihren Platz am Tresen, Richtung Toilette. So ein reizendes Mädchen! Und wir hockten hier, müde und angeheitert, zu keiner sinnvollen Konversation mehr fähig.

Doch einer ging noch, musste noch gehen. Aus irgendwelchen uralten Flaschen, mit nie gesehenen Etiketten, kippte der Alte etwas zusammen, schüttelte den Becher, schwang ihn in rührenden Bewegungen, wendete ihn und schüttelte wieder. Wiederum klimperte der metallene Schüttelbecher laut in der fast leeren Bar, und diesmal auch mitten durch meinen Kopf. Was jetzt wohl herauskam?

„Leuchtturm im Moor“, übersetzte Finn. Ob es das wirklich hieß oder er schon fantasierte – ich hatte da meine Zweifel. Schnell leerte ich meinen Ojos Rojos, wir bekamen schon den nächsten Drink und stießen an.

„Mit Cocktail stößt man nicht an!“, belehrte Finn.

„Ja ja“, kam es zurück.

Manfred zog an wie blöd, stützte sich am Tresen ab und träumte vor sich hin. Finn und Gustav rührten in ihren Gläsern herum. Ich sah abermals in die Spiegelwand und sah Scheinwerferkegel vorbeihuschen. Als ob tatsächlich ein Leuchtturm herumstand. Es konnten aber auch Scheinwerfer von Trucks auf der Landstraße sein.

Kurzzeitig fühlte ich mich ganz schön allein. Wir Wenigen hockten hier, draußen waren nur gelegentlich Lichter von passierenden Lastwagen, sonst war keine Menschenseele da, in dieser steinigen, verlassenen Hochebene. Doch dieses Gefühl hielt nicht lange an.

Unser Wirt schien den Abend zu genießen. Seine Augen glänzten, er summt Melodien mit und wirkte gelöst. Er steckte uns an mit seiner guten Laune. Dennoch fühlte ich mich irgendwann schlapp und hundemüde. So träumten wir vor uns hin, leerten die Gläser und begannen uns zu bedanken und zu verabschieden. „Muchas gracias“, danke für alles, dürfen wir bezahlen? „No!“, die Drinks kamen von Herzen, „Del corazon!“ Nochmals vielen Dank, „Buenas noches“, gute Nacht.

Manfred hatte Seegang, Gustav und ich stützten ihn und zogen ihn die Treppe hoch. Den Rest musste er selber schaffen.

Kaum im Zimmer, zog ich Schuhe und Pullover aus und ließ sie auf dem Boden liegen. Schwer fiel ich ins Bett. Zu keiner Bewegung mehr fähig, doch die Gedanken fuhren noch Karrussell. Irgendetwas war hier komisch. Zwar empfahl uns der Wirt des Truck-Stops dieses Hotel, wir hatten warme Betten und Einzelzimmer, doch von Tourismus kann man hier doch nicht leben? Was machte der Wirt das ganze Jahr über? Und was hatte es mit Maria Dolores auf sich? Wo war sie abgeblieben? Ich hörte die Toilettenspülung von nebenan. Das Geräusch beruhigte mich irgendwie und schon bald schlief ich ein.

Boah, was musste ich pissen! Alles wälzen half nichts, ich musste aufstehen und im Dunkeln in mein Bad tappen. Aah! Schön wenn der Druck nachlässt. Ich wusch meine Hände, wartete bis das Wasser klar wurde, und trank einen halben Liter Leitungswasser. Beruhigt konnte ich in mein Bett zurückschwanken und weiterschlafen. Doch halt – nicht schon im Gehen! Es fühlte sich an, als ob jemand meine Füße festhielt. Schon fiel ich vornüber und hatte Schmerzen im Gesicht. Ich ärgerte mich kurz über meinen Sturz, dann schlief ich weiter.



Irgendwann wachte ich auf, konnte nicht glauben wie hart der Untergrund war; außerdem war mir kalt. Oh verdammt, ich lag auf dem Fußboden! Das war ja peinlich. Ich krabbelte zum Bett und setzte mich darauf. O Mann! Und dann waren da noch Stimmen in meinem Kopf. Tief einatmen, wieder aus, locker machen – die Stimmen waren noch da. Sie waren irgendwo im Haus. Hatten meine Kumpels Maria Dolores gefunden und turtelten mir ihr? Neugier hielt mich wach. Ich konnte ja langsam zur Bar runtergehen, vielleicht war dort noch was los, und nach einem Glas Wasser fragen. „Agua por favor“, das würde man schon verstehen. Und wer weiß, vielleicht war jetzt Geisterstunde, oder irgendwelche krummen Deals wurden abgewickelt – dann wüsste ich endlich was hier los war. So lautlos wie möglich schlich ich die Treppe runter, lugte erst heimlich ums Eck. Oh mein Gott! Das war zuviel! Ich musste darauf achten nicht wieder umzufallen. Das hätte mich nicht nur verraten – eine Treppe hinterließ auch hässlichere Muster im Gesicht als ein Fußboden. Ich sah nochmals ums Eck, und zu meiner Enttäuschung hatte ich mich nicht getäuscht. Der Wirt knutschte Finn, dem das zu gefallen schien, und Maria Dolores saß auf einem Barhocker und bewunderte halbnackte Frauen eines alten Wandkalenders. Schnell zurück in mein Zimmer und zusperren!

Die restliche Nacht schlief ich mehr schlecht als recht, erwachte immer wenn ich mich umdrehte. War da was an meiner Tür? Nein, versuch zu schlafen!

Aber diesmal! Jemand rief meinen Namen! Und die Sonne schmerzte in den Augen.

„Noah! Wir gehen frühstücken! Was ist?“

Ich öffnete die Tür, ließ Manfred und Gustav ins Zimmer, zog meinen Pullover über. „Wie siehst‘n du aus?“ Ich zog meine Schuhe an, ging ins Bad, warf mir kaltes Wasser ins Gesicht und schaute in den Spiegel. Es sah schlimmer aus als es war. „Ich hatte einen Kampf mit dem Fußboden“, alberte ich. „Der Boden gewann.“

Die Beiden sahen auch nicht besser aus. „Ojos Rojos“, meinte ich zu Manfred, wegen seiner geröteten Augen. „White Lady“, konterte er und deutete auf Gustav, der kreidebleich war.

„Na dann?“ Wir brachen auf, um nach dem Frühstück zu sehen, zumindest etwas Kaffee musste sein.

Wie hatte sich der Raum verändert. Die Sonne schien grell in die Bar, die aussah, als wäre sie vor 40 Jahren verlassen worden.

Auf der Terrasse saßen schon Finn und Maria Dolores bei einer dampfenden Tasse. Tach, hola, Morgen, buenas días. Maria verschwand umgehend.

„Es gibt Kaffee, schwarz. Und Zigaretten“, erklärte Finn.

„Frühstück direkt“, kommentierte Manfred.

Maria erschien mit einem Tablett, servierte uns Tassen, eine große Blechkanne mit heißem Kaffee, einen Zuckerstreuer, eine uralte Schachtel Zigaretten und ein Feuerzeug.

Daraufhin entschwand sie wieder.

„Haben wir sie verscheucht?“, wunderte sich Gustav.

Manfred steckte sich eine an und probierte. „Kann man schon rauchen.“ Ich traute mich auch eine rauchen. Eine Weile hörte man nur klimpern, schlürfen und husten.

„Maria macht sich nichts aus uns, also aus Männern“, erklärte Finn in die Stille. „Eduardo, der Wirt und Besitzer, macht sich dafür nichts aus Frauen.“

Die Stille der Überraschung gab Finn Gelegenheit weiter zu erzählen. „Eduardo ist ein toller Typ. Er hat immer für das Perdón gekämpft. Und er versteht mich, wie es eine Frau nie könnte. Ich möchte einige Zeit hier mit ihm verbringen. Fahrt ihr mal ohne mich weiter. Ich wünsch‘ euch viel Spaß, und besucht uns hier mal!“

Manfred hustete seinen Kaffee aus, Gustav entglitten die Gesichtszüge und mir fiel nichts ein. Dann stammelten wir vor uns hin. Gustav wollte ebenfalls eine rauchen.

Es dauerte lange, ganz lange, bevor wir uns wieder normal bewegen konnten. Unser Kumpel – auf dem anderen Ufer? Jahrelang zogen wir mit ihm herum, und merkten nichts? Oder hatte ihn die Nacht hier so verändert? Er sah in drei offene Münder, aus denen Tabakrauch quoll.

„Ko ko komm doch erst mal mit nach Barcelona und schau dir die Weiber an!“, stammelte ich. Konnten wir ihn einfach zurücklassen? Vielleicht war er nur verwirrt. Gustav und Manfred stimmten ein. „Ja echt! Schau doch erst mal!“

„Mein Entschluss steht“, erwiderte Finn. „Ich bin so glücklich wie noch nie! Alles was ich immer gesucht hatte, finde ich hier. Macht euch keine Sorgen!“

„Na dann ...“

Zu dritt fuhren wir über die steinige Hochebene. Lange sagte keiner ein Wort. Erst als ich bremsen und runterschalten musste, um die Kurve zu kriegen, schimpfte ich vor mich hin.

„Ich würde jetzt bitte gern auf die Autobahn fahren. Wir sehen sie ja, 100 Meter tiefer, kommen aber nicht hin!“ Ein Lastwagen kam uns entgegen, seine Wirbelschleppe ließ unser Auto wackeln.

„Ist es noch weit?“

### **Making Of:**

Mit Auto, Zelt, Gaskocher und Frau bin ich 2010 nach Südspanien gefahren. Es war eine dieser Touren, deren Entfernungen ich unterschätzte – aber nicht daraus lerne. Daraus entstehen neue und äußerst interessante Touren ...

Um Maut zu sparen sind wir auf der Landstraße von Lleida nach Zaragoza gefahren, wie viele Lastwagen, hatten dabei eine eigentümliche Welt in Aragón, der trockensten Region Spaniens, mit vielen verlassenen Hotels entdeckt.

So sieht es dort aus:



### Story 3

„Und jetzt?“ Manfred schaute ratlos drein, weil alles gleich aussah.

„Da lang!“, meinte Gustav intuitiv.

Wir hatten in der riesigen, mehrstöckigen Kyoto-Station den richtigen Zug gefunden. Der Bahnhof wird auch als Einkaufszentrum genutzt. In verschiedenen Stockwerken fahren Züge ab, unten drunter hält die U-Bahn. Fahrkarten hatten wir auch bekommen, bereits im dritten Anlauf. Der Automat war uns zu mysteriös, das Reisezentrum gegenüber war von einer privaten Bahnlinie, die uns an JR verwies, die staatliche Eisenbahn. Den richtigen Zug hatten wir gefunden, und sind am richtigen Bahnhof ausgestiegen. Nun standen wir in Fushimi, einem Vorort von Kyoto, vor dem Bahnhof.

Die Straße sah nach links und rechts gleich aus, an ihr standen alte Holzhäuser zwischen schmucklosen Betonwürfeln, und ein Gewirr an Kabeln hing über den Dächern. Ein Laden hatte bunte Figuren als Souvenirs im Schaufenster ausgestellt. Die einen erinnerten an Füchse, die anderen an Dachse. Letztere hatten Becher oder Fässer, und wirkten heiter. Am Rande des Fensters stand auch eine Figur von Strohsandalen, die ohne einen Träger herumstanden. Keine Ahnung was das sein sollte ...

Kein Schild verriet uns den berühmten Inari-Schrein, obwohl er nicht weit weg sein konnte. Und nach dem Weg zu fragen, das war in Japan immer so eine Sache. Männer hatten meist Angst, denn ihn nicht zu wissen wäre extrem peinlich. Schulmädchen schickten uns irgendwohin, Hauptsache sie halfen. Ältere Ladies schleppten uns zum nächsten Schutzmann, deren Hauptaufgabe im Richtungsweisen bestand. Aber hier war nicht viel los auf der Straße.

Gustavs Intuition arbeitete in Japan besser als unsere, also folgten wir ihm. Und tatsächlich: Nach wenigen Minuten standen wir vor einem großen „Torii“, einem scharlachroten Torbogen, ein paar Treppenstufen über uns. Ehrfürchtig stiegen wir die großen Stufen hinauf, zu einem erhöhten Platz.

Hinter dem Torbogen stand ein großes Gebäude, aus scharlachroten Säulen und weißen Wänden, einem umlaufenden Balkon und einem ausladenden, hohen, strohgedeckten Dach. Weitere Stufen führten hoch zu ihm. Am Beginn dieser Treppe stand eine große Laterne: Eine rote Säule, mit Laternengehäuse und geschwungenem, grünem Dach, etwa 3 Meter hoch insgesamt.

Um das Gebäude gruppierten sich zwei Reihen alter Hütten, die als Verkaufsstände dienten.

Hier waren wir richtig. Wir machten Fotos und sahen uns um. In den Hütten saßen Mönche, fertigten Kaligrafien, oder verkauften Glücksbringer. Außerdem gab es Miniaturen der Torbögen, aus Holz gefertigt, in verschiedenen Größen. Gustav spendierte jedem einen davon, für etwa 6 Euro das Stück. Einen Edding hatte er einstecken. „Schreibt einen Wunsch drauf, und lasst ihn an einer der Stationen, die später kommen.“ Da hatte einer artig vorab den Reiseführer gelesen!

Der Fushimi-Inari-Schrein ist einer der wichtigsten Inari-Schreine in Japan. Inari ist im japanischen Shintō der Gott der Fruchtbarkeit, des Reises und der Füchse. Als „Fuchs“ bezeichnet man auch Kitsune, so etwas wie Götterboten, in der Form von Füchsen.

Hauptattraktion des Schreins sind Alleen aus scharlachroten Torbögen, sogenannten „Torii“, die dicht beieinander stehen, und teils einen richtigen „Tunnel“ bilden. Zwischen den einzelnen „Tunneln“, oder Alleen, ist freier Platz, außerdem stehen die Torbögen nach oben hin, den Berg hoch, nicht mehr so dicht beieinander.

Oben am Berg steht die Haupthalle, mit dem „Allerheiligsten“, hier einem Spiegel. Danach geht es wieder abwärts, die Torii bilden einen Rundweg.

Die ganze Anlage nennt sich „Schrein“, weil hier ein „Kami“ zuhause ist, so etwas wie ein Naturgeist, oder ein Verbund aus Naturgeistern. Ein Schrein gehört zum Shintō, einer Naturreligion – im Gegensatz zu einem Tempel, der zum Buddhismus gehört.

Schweigend schlenderten wir auf dem befestigten Weg durch den Reigen unzähliger scharlachroter Torbögen, bewunderten alles, machten Fotos. Sogar eine Lampe hing hier drin! Auf mich wirkte es angenehm, heiter, inspirierend; Die Beiden wirkten ebenfalls erfreut. Am Ende traten wir ins Freie, noch immer schweigend, ließen es noch wirken. Japan hielt fast an jeder Ecke neue Eindrücke für uns bereit, wir kamen aus dem Staunen nicht heraus.

Im nächsten Abschnitt waren die Tore kleiner, dafür gab es zwei Reihen davon nebeneinander. Gustav wählte die rechte Reihe, Manfred und ich die linke. Ich war froh dass ich Manfred weiter hinten schlurfen und husten hörte, und nicht ganz alleine war. Denn diese Reihen bildeten eine Kurve, wie ich nun merkte – man sah also weder Ende noch Anfang, war man mittendrin. Es hatte etwas von Aufbruch, den Ausgangspunkt hinter sich lassen, auf sich allein gestellt einen neuen Weg beschreiten, um mit einer neuen Perspektive hervorzutreten. Der Reigen der Tore hatte etwas Gleichmäßiges – ich musste

an meinen Alltag denken, der gleichförmig an mir vorbeirauscht. Es liegt also an mir, das Besondere jeden einzelnen Tages zu entdecken. Gegen Ende des Reigens passierte ich die Toriis schneller und unachtsamer, wie in Gewohnheit. So kam es mir auch mit der Zeit vor – die Tage vergehen mit zunehmendem Alter viel schneller und gleichförmiger. Halte ich inne, und schärfe meinen Blick für Details, verläuft die Zeit für mich sinnvoller. Das fand ich einen ganz interessanten Eindruck, den ich beim Durchlaufen bekam.

Wir trafen uns am Ende, verschnaften, jeder noch in Gedanken. Dann zückte Gustav seinen Edding.

Ein paar Meter weiter stand nämlich ein kleiner Schrein, um den die Miniaturbögen an Stangen hingen. Auf dem Rundweg passiert man ein paar „Hallen“ – kleinere Holzgebäude, die einem bestimmten Kami gewidmet sind. An ihnen kann man seinen Torii, mit seinem Wunsch darauf, hinterlassen. Je nachdem, wo man seinen Wunsch am besten aufgehoben sieht. Uns blieb hierfür nur unsere Intuition. Doch hier gefiel es uns, hier wollten wir unsere Miniaturen lassen. An Stangen hingen schon zahlreiche Toriis. Wir sahen sie durch, konnten aber nur die wenigsten lesen, wie: „Peace for the world; Mach dass Opa in den Himmel kommt; Salute per tutti!“ Andere kritzelten nur, dass sie hier waren. Der Rest war in japanischen Schriftzeichen beschriftet.

„Aber nicht schauen, sonst gilt es nicht!“, meinte Gustav, kritzelte etwas und reichte den Stift weiter. Wir verteilten uns und hingen unsere Mini-Toriis an verschiedene Stangen. Gustav hielt danach kurz inne, verneigte sich und klatschte einmal in die Hände. So hatten wir das an Schreinen in der Stadt gesehen. Wir fanden das übertrieben, glaubten auch nicht richtig daran.

Weiter ging es, den Weg bergauf, ganz ohne Torbögen. Wir kamen in lichten Wald, es wurde langsam duster. Dann kam wieder eine Reihe Toriis, doch sie standen jeweils ein paar Meter auseinander. Der Weg war nicht mehr wirklich befestigt, mehr wie ein Wanderweg in den Bergen. Doch genauso sah es hier aus. Wir machten Fotos, solange das noch ging, wanderten weiter bergauf, und kamen zum nächsten Schrein. Abermals konnte man seinen Torbogen mit Wunsch abgeben. Neben dem Schrein, hinter einem Zaun, parkten ältere Wünsche. Es wirkte wie ein „Zwischenlager“ – was wohl später aus ihnen wird?

Dämmerung kroch weiter über das Land. Zeit für eine Lagebesprechung.

„Vier Uhr nachmittags.“

„Wann wird's dunkel?“

„Um fünf?“

„Keine Ahnung.“

In der Stadt gehen die Lichter an, sobald es dunkel wird. Wir hatten also nie auf die Uhrzeit geschaut, mehr auf die Leuchtschilder. Und jetzt standen wir hier.

„Wie weit geht das denn noch?“, wollte Manfred wissen.

„Ein paar Kilometer“, wusste Gustav. „Und wir sind noch nicht mal bei der Hälfte.“

„Hoch haben wir 20 Minuten gebraucht“, überlegte ich laut.

„Wir können ja noch eine Reihe Torbögen anschauen, und dann zurückgehen“, kombinierte Manfred.

„Dann sind wir unten, bevor es dunkel wird“, meinte ich.

„Und zum Abendessen wieder in Kyoto.“ Das war Manfred wichtig.

Die Farben verschwammen zu Grautönen, die Dämmerung schritt schneller voran als gedacht. Wir absolvierten unsere letzte Etappe, sahen uns stumm an und kehrten gleich wieder um. Wolken und leichter Wind zogen auf. Die Mini-Toriis am Schrein klackerten leicht gegeneinander. Es wirkte, als tauschten sie sich mit dem Wind aus, während er durch ihre Reihen fuhr.

Schon stapften wir auf die drittletzte Reihe Torbögen zu, die sich dunkel im Waldstück abzeichneten. Verschwand da jemand hinter einem Baum? Ein Fuchs sprang auf den Weg, schaute kurz zu uns und lief weg. Wir kamen aber auch flott angestampft!

Auf Feinheiten konnten wir jetzt nicht achten. War das ein Wesen, oder der Wind, der im Wald raschelte? Waren das unsere Schritte, die so laut hallten? Egal, wir mussten unser Tempo halten! Die Doppelreihe der Bögen kam in Sichtweite.

Wir machten langsamer und blieben stehen. Im Inneren leuchteten Laternen, unsere Augen mussten sich daran gewöhnen. Doch die Schritte stampften weiter, kamen von hinten, an uns vorbei und weiter den Hang runter. Was war denn das?

„Weiter!“, meinte Manfred und nahm die linke Reihe. Wir folgten ihm. Es fühlte sich richtig an. Zum einen waren wir zusammen, zum anderen herrschte in Japan Linksverkehr. Das Licht der Laternen war schwach, doch wir fühlten uns wesentlich wohler dadurch. So trauten wir uns auch wieder zu reden.

„Ich hätte nicht gedacht, dass es so schnell dunkel wird“, staunte ich.

„Ich hätte nicht gedacht, dass ich so schnell so einen Kohldampf bekomme“, erwiderte Manfred.

Unsere Stimmen und Schritte klangen als Echo nach vorne und hinten fort.

In der rechten Torbogen-Reihe ging es ebenfalls hoch her. Eine Gruppe junger Frauen unterhielt sich angeregt und lachte immer wieder. Den Schritten nach, die lautstark dröhnten, mussten es ganz viele sein. Wo kamen die jetzt her? Oder gingen sie nach oben? Tollpatschig stolperten wir ins Freie, mussten uns bremsen, damit sich unsere Augen wieder an die Dunkelheit gewöhnen konnten.

Da kam auch schon eine Gruppe junger Frauen aus der anderen Torbogenreihe, sah uns, kicherte und hielt gleich auf uns zu.

„Hello boys!“, riefen sie.

„Hello!“

Vier der fünf trugen weiße Kimonos, waren hübsch und wirkten aufgeweckt. Zwei von ihnen standen vor mir, zwei vor Manfred.

Die fünfte hingegen war eine echte Schönheit, trug einen dunkelblauen Kimono, der edler aussah. Ihr langes Haar war zu einem Knoten gebunden, wurde von einer hölzernen Haarnadel gehalten. Sie wirkte blasser als ihre Freundinnen, soweit das Schummerlicht das erkennen ließ, ruhiger, und bewegte sich insgesamt viel anmutiger. Eine richtige Lady also, deren Anblick mich alles Andere vergessen ließ. Zaghafte ging sie auf Gustav zu.



„My name is Mari“, brachte mich eine der Beiden im weißen Kimono zurück in meine Gegenwart.

„And I am Risa.“

„Hello ...“, stammelte ich, „I am Noah.“

Sie schlugen vor, mich nach unten zu begleiten, und dort einen Imbiss zu uns zu nehmen.

Der Rest der Truppe setzte sich ebenfalls in Bewegung.



In der letzten Reihe Toriis musste ich ständig aufpassen. Sie trippelten bald vor, bald neben mir, redeten und lachten die ganze Zeit, nicht immer auf Englisch. Und wir dachten, Japanerinnen seien zurückhaltend, gerade bei „Gaijin“, den Ausländern? Mari stellte mir ihre Freundinnen Miku und Eri vor, die sich mehr an Manfred hielten.

Wieder unten am Hauptschrein, wo unser Ausflug zu den Torbögen-Reihen begann, standen wir vor der einzigen noch geöffneten Verkaufshütte. Ein Mönch schaufelte Reis in Schalen, legte dünne Scheiben Schweinebraten darauf, streute Röstzwiebeln darüber, etwas Soße – bitte sehr! Ich wunderte mich sehr, probierte, und aß fleißig auf. Manfred fragte nach einem Nachschlag, den er auch bekam. Außer uns war kein Mensch mehr am Tempel, unten auf der Straße lief auch kaum jemand vorbei.

Die Mädels fragten uns alles Mögliche: Wohnort, Beruf, was wir in diesem den ganzen Tag machen, was wir in Japan angeschaut hätten, ob wir für die Firma hier wären oder als Tourist, wo wir übernachten, was wir alles schon gegessen hätten, und so weiter. Zwischendrin alberten sie, fielen dabei zurück ins Japanische, pufften und schubsten sich, lachten herzerfrischend laut und dreckig.

Ich wusste überhaupt nicht, ob ich mich unwohl fühlen, oder mitlachen sollte. Doch sie waren hübsch, trugen ihr langes Haar offen oder als Pferdeschwanz, blitzten frech aus dunklen Mandelaugen, lächelten in entspannter Heiterkeit.

Es war eine wirklich lustige Runde, mit Manfred und den vier Frauen. Doch wo steckte Gustav?

„Diesmal ist er dran“, meinte Manfred trocken.

„Dran mit was?“, fragte Miku neugierig.

„Äh ...“

„Wir haben auf Deutsch geredet. Und ihr versteht das?“

„Wir können alles!“, konterte Eri. „Sprachen, kampfrinken, Holzhütte bauen, Höhlen graben, Go-Kart fahren, Bogenschießen, Feuer machen ...“

„Und was könnt ihr nicht?“, wollte Manfred wissen.

„Segelschiff fahren!“

„Ja, auf dem Meer sein, das vertragen wir nicht“, erklärte Risa.

Japaner die das Meer nicht mögen? Seltsam. Aber es ging mich ja nichts an.

Gustav kam mit seiner Begleitung hinter dem großen Schrein hervor, um den sie spazierten. Sie waren ins Gespräch vertieft, schienen allerdings ernstere Themen zu haben.

„Wir stören sie besser nicht“, meinte Manfred.

„Wollen wir Sake trinken?“, schlug Mari vor.

Schon reichte uns der Mönch eine Runde in schönen Keramikschälchen.

„Fushimi ist eine Hochburg der Sake-Produktion“, erklärte Miku.

„Und das Wasser hier ist besonders rein und klar“, fügte Risa an.

„Der beste Sake der Welt!“

Na dann, hoch die Tassen!

„Auf uns!“, rief Manfred.

„Was war das?“

„Na ..., wenn wir Alkohol trinken, dann widmen wir es etwas Schönerem ...“, versuchte ich diese Gewohnheit der Weißen zu erklären.

„Oder wir wünschen allen Mittrinkenden etwas Gutes“, fügte Manfred an. Die Vier waren begeistert.

„Auf eine schöne Nase für Eri!“

„Ich wünsch‘ mir ein neues Gehirn für Risa!“

„Dass der Koch im Nimono-wan seine Okonomiyaki endlich herzhafter würzt!“

„Naja, so direkt dann auch wieder nicht ...“, merkte ich an. Wir tranken einen Schluck. Die Mädels alberten weiter, aber untereinander und japanisch. Dann wendeten sie sich wieder uns zu, mit dem nächsten Trinkspruch. Mari gab ihn aus: „Auf die Hochzeit der Dunkelgräfin mit dem Gaijin!“ Das gab ein großes Gejohle und Gegröle! Sie leerten ihre Becher, wir zogen nach.

Gustavs Begleiterin winkte ab, versuchte sie zu beschwichtigen. Nach und nach verstummte die lustige Runde und schaute gespannt zu den Beiden. Die „Dunkelgräfin“ tuschelte etwas zu Gustav, meinte danach nur „Bitte!“

„Darf ich vorstellen: Kumiko“, improvisierte Gustav. „Und das sind meine treuen Weggefährten Noah und Manfred“, stellte er uns vor. Wir verbeugten uns spontan, weil es so offiziell wirkte. Kumiko verbeugte sich, weniger tief als wir, woraufhin wir uns wieder verbeugten, und sie sich auch wieder. Das ging bestimmt fünf bis sechs Mal hin und her, bis es wieder reichte.

„Und ich bin Eri – und eine Schnapsdrossel!“, rief Eri dazwischen, und fing sich ein paar freundschaftliche Hiebe ein.

„Sprich weiter, oh großer Gustav-san!“, munterte Miku ihn auf.

„Wann wird geheiratet?“, wollte Manfred wissen.

Gustav trat näher zu uns, Kumiko folgte ihm, blieb aber einen Schritt hinter ihm. „Also ...“, erklärte Gustav weniger förmlich. „Kumiko wollte vor langer Zeit schon heiraten. Doch ihr Verlobter, Sohn eines Daimyō, so etwas wie ein Graf, musste erst in eine Schlacht ziehen. Durch die falsche Wahl der Schlachtordnung verloren sie diese haushoch, sein Vater kam um, die stolzesten Krieger ebenso, die Ehre der Familie und der Grafschaft waren dahin. Ihr Verlobter hatte somit sein Gesicht verloren, konnte also unmöglich der neue Daimyō werden. Also folgte ihr Verlobter seinem Vater in den Tod, mit einer Reihe Bushi, bei uns als Samurai bekannt. Sie begingen alle Seppuku, rituellen Selbstmord, bei uns als Harakiri bekannt. Dadurch wurde Kumikos Ehre gerettet, aber sie stand ohne Bräutigam da, und ohne Familie – bis heute. Weiter hatte sie es mir noch nicht erzählt.“

„Darauf trinken wir!“, rief Miku, wurde aber von den anderen Drei zum stillhalten gedrängt.

„Kumiko hält mich für würdig“, fuhr Gustav fort. „Deshalb möchte ich die nächsten Tage mit ihr verbringen.“

„Wirst du der nächste Daimyō?“, wollte Manfred wissen.

Gustav wusste es nicht. Doch Kumiko erklärte es uns: Die Familie ist im Volk aufgegangen, und der Palast jetzt ein Museum. Es gibt also nichts mehr zu regieren, oder zu erben.“

„Du kannst aber gut Englisch“, lobte ich sie.

„Ja, ich hatte sonst nichts zu tun in all der Zeit. Und als Japaner muss man das heutzutage können. Entschuldigt bitte dass ich direkt zu euch spreche. Es ist nie üblich gewesen, aber die Zeiten ändern sich.“

Manfred fragte sie direkt: „Was hat Gustav, das wir nicht haben?“

Mir blieb die Luft weg. Ich fand die Frage unheimlich direkt – und das in Japan! Die vier Mädels kicherten.

„Oh“, überlegte Kumiko und errötete leicht. „Er ist charmant, höflich, hat wahres Interesse an unserem Land, unserer Kultur, meiner Familie, unserer Sprache – und er ist bereit, sich hier einzuleben. Kein Japaner traut mir über den Weg, obwohl alles was man hört nur Aberglaube ist, der nicht hinterfragt wird. Also, meine Familie würde ihm heute zustimmen, obwohl er Ausländer ist. Da aber keiner übrig ist, muss ich das alleine beschließen.“

Unsere Mädels schauten sie mit großen Augen gebannt an, ließen ihre Rede auf sich wirken, dann sahen sie zu Manfred.

„Jetzt hat sie’s dir aber gegeben!“, lachte Risa über Manfred. Wir lachten mit.

„Ich gratuliere euch!“, meinte ich zu Gustav und Kumiko.

„Herzlichen Glückwunsch!“, schloss sich Manfred an. „Und viel Glück!“

„Kommt uns morgen mal besuchen“, wünschte sich Gustav.

„Ihr seid jederzeit willkommen!“, verabschiedete sich Kumiko mit einer leichten Verbeugung.

Wir bedankten uns bei ihr, bei unseren Begleiterinnen, und diese bei uns.

„Der Zug nach Kyoto fährt in vier Minuten da drüben ein“, erklärte Miku und deutete Richtung Bahnhof.

„Es gibt schon Abendessen!“, fügte Eri an.

„Und nicht vergessen: Morgen euren Freund Gustav besuchen!“

„Einen schönen Abend noch!“

Winkend und johlend trabten sie los, hinter die Verkaufsbude. Der Kiosk schloss und löschte sein Licht. Der Mönch hatte alles schweigend beobachtet. Im fahlen Licht der Laterne sahen wir fünf Tiere im Wald verschwinden – einen Fuchs, und vier andere Viecher, die uns an Dachse erinnerten. Kichern, Quieken und japanische Wortfetzen begleiteten sie in die Dunkelheit. Laute Schritte stampften davon, ohne dass wir jemanden sahen, der zu ihnen passen würde. Und mir kam das die ganze Zeit so seltsam vor! Gustav und Kumiko waren ebenfalls verschwunden. Danach hörten wir kichernde Stimmen um unsere Köpfe herumschweben. Der Wind frischte auf, und nahm sie mit sich. Kurz gruselte es mich.

Manfred und ich liefen die Hauptstraße von Fushimi entlang, wurden vom Straßenleben eingesaugt, lösten Tickets am Automat und warteten auf den Zug. Es begann zu regnen.

„Gleich gibt’s Happa!“

„Ist es noch weit?“

### **Making Of:**

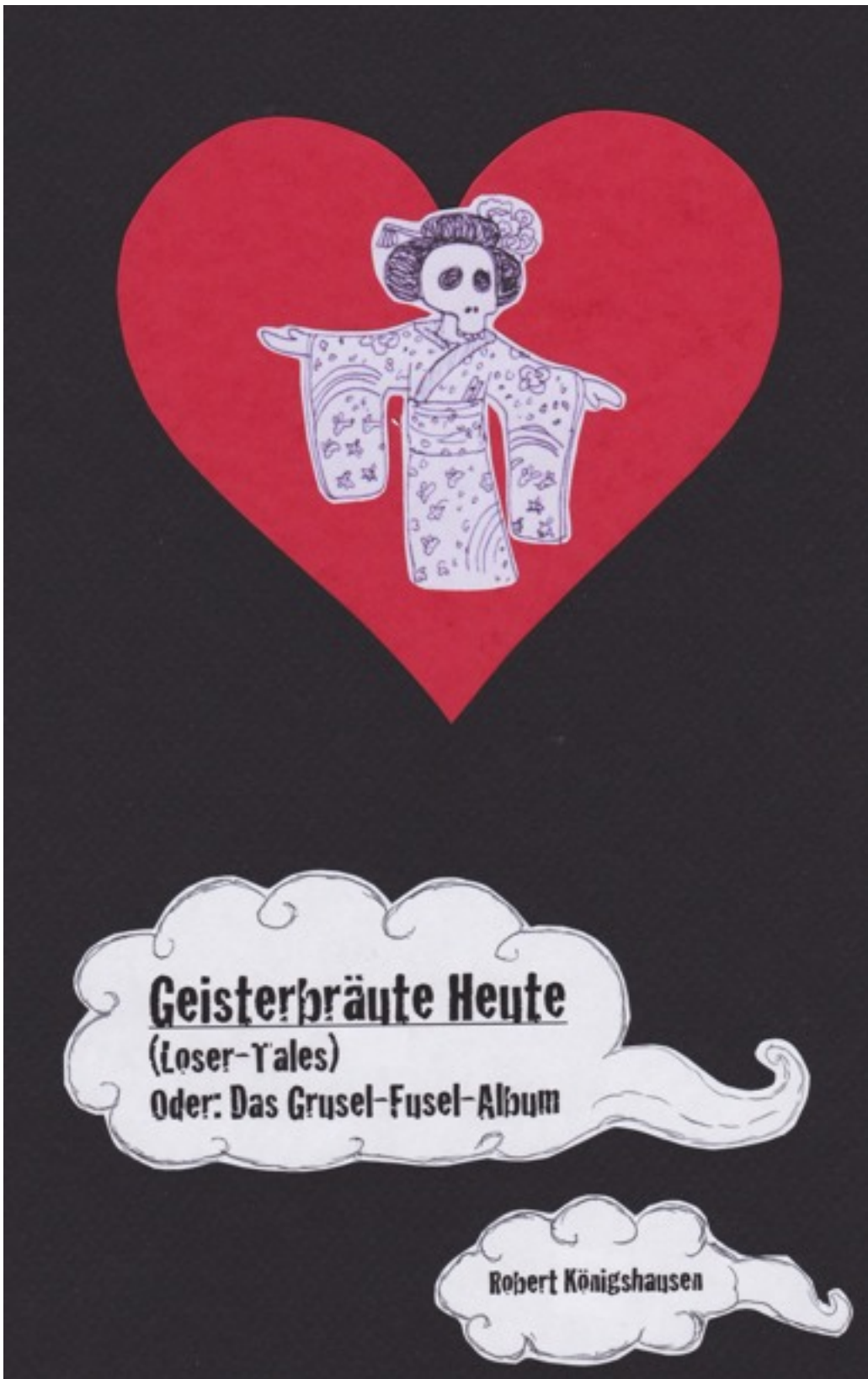
Japan 2009 war etwas Besonderes. Das gemeinsame Notizbuch von meiner Frau und mir ist voll skuriler Einträge. Die Geister-Geisha des Covers entstammt ihm.

Der Inari-Schrein bei Kyoto ist einer der größten und beliebtesten Inari-Schreine in Japan. Verehrt werden Natur-Gottheiten. Zu deren Ehre kann man einen Torii stiften, einen roten Torbogen. Teilweise stehen sie so eng dass ein Tunnel entsteht.

Die ganze Anlage ist sehr weitläufig, zieht sich die Berge hinauf. Bei Einbruch der Dämmerung wirkt das alles sehr interessant.  
Hier ein paar Bilder vom Schauplatz:







2 Cover: Wenn schon Punk, dann richtig Punk. Das dachte sich auch St Königshausen, das Grafikstudio meines Vertrauens, und entwarf gleich 2 todschicke Cover für die Print-Ausgabe: Die Berry-Edition, und die Mint-Edition.

Robert Königshausen

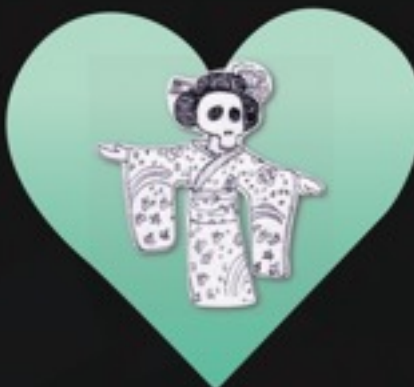


## GEISTERBRÄUTE HEUTE

oder -Das Grusel Fusel Album-

KURZGESCHICHTEN-SAMMLUNG

Robert Königshausen



## GEISTERBRÄUTE HEUTE

oder -Das Grusel Fusel Album-

KURZGESCHICHTEN-SAMMLUNG